Nr. 3. XIX. Jahrgang. Dienstag, 3. Januar 1911

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 3307, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Tabellensatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 10 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illust. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2.52 Mk.
„ B ohne Illust. Beilage „ 69 „ „ „ 2.06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illust. Neueste" monatl. 1.60 Kr., pro Quart. 4.79 Kr.
Ausg. B ohne Illust. Beilage „ 1.42 „ „ 4.25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Komm. 10 Pf.

Eine Millionen-Stiftung.

Andrew Carnegie, der Sohn eines armen schottischen Handwebers, der mit diesem 1848 nach den Vereinigten Staaten von Amerika auswanderte, als Haspeljunge in einer Pittsburger Baumwollspinnerei arbeitete, dann Laufbursche in einem Telegraphenbureau wurde, dann nacheinander Telegraphist, Eisenbahner, Superintendent der Pennsylvanier Eisenbahngesellschaft, Teilnehmer an dieser, Besitzer einer ergiebigen Oelquelle und dann Stahlindustrieller wurde, zog sich nach Gründung der Carnegie Steel Co. Lim. im Jahre 1899 mit einem Barvermögen von rund 200 Millionen Dollars ganz ins Privatleben zurück und widmete sich ausschließlich der Förderung philanthropischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Zwecke. Namentlich die Friedenssache hat an diesem Multimillionär und Wohltäter einen eifrigen und mächtigen Förderer gefunden. An diesem Jahresschlusse bekragt, welche Errungenschaften des letzten Jahrzehnts er für die größten halte, schrieb Andrew Carnegie u. a.: „Eine der größten Errungenschaften ist der ununterbrochene Friede mit einer Ausnahme. Dazu kommt das stetige Wachstum der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern, das zur Verwirklichung des Gedankens führt, der dem Dichter vorschwebte, als er sang: „Wenn in der ganzen Welt die Menschen sich als Brüder betrachten" . . .

Diesem schönen Gedanken ist auch die Fünf-Millionen-Stiftung entsprungen, die der amerikanische Menschenfreund an der Jahreswende deutschen Friedenshelden gewidmet hat, die „bündig in ihrem Beruf als Aerzte, Krankenpfleger, Feuerwehr-, Berg- und Seeleute, Eisenbahn- und Polizeibeamte oder als freiwillige Retter bedrohter Mitmenschen ihr Leben oder ihre Gesundheit aufs Spiel setzen. Etwa 200 000 Mk. jährlich sollen solchen deutschen „Lebensrettern" oder deren Hinterbliebenen zugute kommen. Das ist eine hochherzige Gabe eines wahren Menschenfreundes, der von dem gewaltigen Reichtum, den er sich durch rastlosen Fleiß und besondere Begabung selbst erworben hat in einem arbeitsreichen Leben, den edelsten Gebrauch macht. Nicht weniger als 600 Millionen Mark hat dieser Philanthrop bereits für gemeinnützige und wohltätige Zwecke gestiftet und damit andern mit Glücksgütern Gesegneten ein leuchtendes Beispiel gegeben, das namentlich bei uns in Deutschland Nachahmung finden sollte. Bei uns gehören derartige aus dem vollen schöpfende Spenden noch immer zu den seltenen Ausnahmen und es bedarf, wie jüngst bei der Zehn-Millionen-Stiftung anläßlich der Jahrhundertfeier der Berliner Universität, meist der Initiative des Kaisers, damit unsre Millionäre für derartige gemeinnützige Zwecke ihre Beutel öffnen.

Die neueste Stiftung des großen Wohltäters der Menschheit hat überall, namentlich in den Kreisen derer, die fast ununterbrochen in ihrer Berufstätigkeit zugunsten ihrer Mitmenschen ihr Leben aufs Spiel setzen, die größte Begeisterung hervorgerufen. Bisher fehlte es in Deutschland an einem besonderen Fonds für seine Helden im Frieden, die mit Einsetzung ihres eigenen Lebens und ihrer gesunden Knochen ein fremdes Menschenleben vom drohenden Tode erretteten. Sie mußten sich meist mit dem Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben, begnügen. Allenfalls fiel für sie die Rettungsmedaille oder eine schmale Unfallrente ab. Im übrigen blieben sie oder ihre Angehörigen, wenn sie dadurch in Not gerieten, auf die öffentliche und private Mildtätigkeit angewiesen. Durch die hochherzige und reich ausgestattete Stiftung Carnegies ist nun die dauernde Möglichkeit gegeben, mutige Retter, die durch ihre tapfere Tat arbeitsunfähig geworden sind, fortlaufend ausgiebig zu unterstützen oder, wenn sie bei dem Rettungswerk ihr eigenes Leben eingebüßt haben, ihre Hinterbliebenen vor Not zu schützen und ihnen mehr zu bieten, als nur die Stillung des Hungers. So hat der amerikanische Milliardär, der seit Jahren einen erheblichen Teil der von ihm angesammelten Schätze in den Dienst edelsten Menschentums gestellt hat, dazu beigetragen, den Gedanken des von ihm zitierten Dichters: „Wenn in der ganzen Welt die Menschen sich als Brüder betrachten . . ." verwirklichen zu helfen.

Natürlich hat der Deutsche Kaiser, der sich für solche humanitäre Betätigungen stets lebhaft interessiert, mit freudiger Zustimmung den Plan Carnegies aufgegriffen, in Deutschland eine ähnliche Stiftung zu begründen, wie er es vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten, in England und Frankreich bereits getan hat. Gern hat der Kaiser das Protektorat über diese „Heroen-Stiftung" übernommen und die Mitglieder des für die Verwaltung dieser Gelder bestimmten Kuratoriums selbst ernannt. Es befinden sich gute, klangvolle Namen darunter, die eine gewisse Gewähr dafür bieten, daß der Zweck, den der hochherzige Stifter im Auge hat, auch wirklich erfüllt werden wird.

Das Kabinett Bienerth III.

Von unserm Wiener id.-Mitarbeiter.

Wien, 1. Januar.

Gestern abend ist an Frhrn. v. Bienerth ein kaiserliches Handschreiben herabgelangt, in dem die Neubildung des Kabinetts dem bisherigen Ministerpräsidenten übertragen wurde. Damit wird das dritte Kabinett Bienerth geschaffen werden, ein Rekord, den keiner der Vorgänger des Premiers erreichte. Baron Gautsch stand zweimal an der Spitze eines Kabinetts; vom 28. November 1897 bis 5. März 1898 und vom 31. Dezember 1904 bis 2. Mai 1906. Allein dreimal ist während der 62jährigen Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph noch niemand mit der Kabinettsbildung betraut worden, und es ist gewiß ein Zeichen besonderen Vertrauens des Kaisers zu Freiherrn v. Bienerth, daß nunmehr ein drittes Kabinett, das seinen Namen trägt, gebildet werden soll.

Das erste Kabinett Bienerth war ein reines Beamtenkabinett, das zweite ein aus Beamten und Parlamentariern gemischtes und das dritte wird die gleiche Struktur haben wie das zweite. Außer dem Kabinettschef verbleiben von den bisherigen Ministern im Amte: Unterrichtsminister Graf Stürgkh, er eventuell das Portefeuille des Innern übernehmen wird, Handelsminister Dr. Weiskirchner, Justizminister Dr. v. Hochenburger und Landesverteidigungsminister Feldmarschalleutnant Georgi. Alle andern Ressorts werden die Titulare wechseln. Die Kabinettsbildung dürfte eine Woche in Anspruch nehmen, da der Ministerpräsident das Ergebnis der in den nächsten Tagen in Prag stattfindenden deutsch-tschechischen Konferenzen abwarten will.

Von einer vollen Parlamentarisierung des Kabinetts ist keine Rede, da hierzu die sachlichen Voraussetzungen fehlen. Doch hofft man, daß die Zusammensetzung des neuen Ministeriums dazu beitragen wird, die Majorität im Parlamente zu stärken. Voraussetzung hierfür ist die Konsolidierung der Majoritätsparteien in sich, und in dieser Hinsicht ist es besonders der Polenklub, der bedenkliche Risse und Sprünge aufweist. Aber auch die Christlichsozialen sind nicht mehr so stramm organisiert und diszipliniert wie ehedem, im Gegensatze zum deutschnationalen Verband, der Proben eines bemerkenswerten Zusammenhalts wiederholt gegeben hat. Aufgabe des neuen Kabinetts wird es nun sein, das innere Gefüge der Majoritätsparteien festigen zu helfen und dann die Majorität durch Angliederung kleinerer Fraktionen numerisch zu stärken.

Das dritte Kabinett Bienerth ist das zweiunddreißigste Ministerium seit dem Jahre 1848. Das erste Kabinett Bienerth währte vom 15. November 1908 bis 10. Februar 1909, das zweite vom 10. Februar 1909 bis 12. Dezember 1910 und von da ab als geschäftsführendes Ministerium bis zur Bildung des neuen Ministeriums, was zwischen dem 8. und 10. Januar erfolgen dürfte. Ein wie langes Leben wird dem dritten Kabinett Bienerth beschieden sein? . . .

Niedergang und Aufstieg.

Von Legationsrat vom Rath (Berlin),
Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Das abgelaufene Jahr brachte den Tiefstand der inneren Politik Deutschlands seit der Gründung des Reiches. Mit dem wirtschaftlichen Wohlstande wächst die politische Gleichgültigkeit. Das Behagen ertötet die Passion. Einrichten, verwalten, regieren, verdienen kann man aus nüchternen Verstandeserwägungen. Mit der Politik geht es jedoch wie mit der Liebe, sie erfordert eine starke Leidenschaft. Das Ziel des Mannes ist der Besitz der geliebten Frau, das Ziel des Politikers ist der Besitz der Macht. Dieser Typus des passionierten Politikers fehlt uns. Daher verödet und verlumpft unser politisches Leben.

Von den heutigen Parteien ist nicht viel zu erhoffen. Sie ermangeln der plastischen, scharf umrissenen Programme. Konservativ ist heute nicht mehr die Domäne der Aristokratie, liberal nicht mehr die der Intelligenz. Die radikalen Stürmer und Dränger der Jugendzeit des deutschen Parlamentarismus versinken ins Philisterium des Doktrinarismus. Ein großer Teil des Zentrums will nicht mehr ausschließlich katholisch und der Sozialdemokratie nicht mehr revolutionär sein. Was als Parteiprogramme ausgegeben wird, sind Kompromisse zwischen wirtschaftlichen Interessen und wahltaktischen Schlagworten. Die Führer ermangeln in der Mehrzahl der staatsmännischen Eigenschaften. Auch unter den tüchtigsten sind manche mehr oder weniger nur Parteistrategen: ihr Horizont ist das Fraktionszimmer. Sie alle aber schleppen die Garotte der wirtschaftlichen Interessen am Halse.

An die Stelle der politischen Leidenschaft ist die auri sacra fames getreten; der krasse Egoismus der politisch Einflußreichen bekämpft die bescheidensten Wünsche der politisch Einflußlosen zwecks Wahrung und Mehrung des eigenen Besitzes. Dieser Zustand ist das gerade Gegenteil von dem, was der Gesamtheit, dem Vaterlande, frommt.

Der Reichs- und Staatsgedanke verkümmert unter diesen Verhältnissen. Nach dem Scheitern des Bülowschen Versuches, ihm eine parlamentarische und damit eine verjüngte und verstärkte Grundlage im Bewußtsein des Volkes zu geben, nimmt der Versteinerungsprozeß seinen Fortgang. Das monarchische Prinzip, das ein Lebensquell und Jungbrunn sozialer Fortentwicklung sein sollte und könnte, verkapselt sich in antiquierten Schalen. Das bureaukratisierende Beamtentum wird als ein Fremdkörper im nationalen Leibe empfunden, das parteipolitisierende als ein Krankheitserreger und Feind.

Was den Parteimännern fehlt, das fehlt auch den Regierungsmännern: die politische Leidenschaft. Das wird vielen, vielleicht der Mehrheit des Volkes, ein Vorteil scheinen, denen ein von politischen Erregungen möglichst ungestörter Fortgang des Erwerbslebens höchstes Volksziel dünkt. Leidenschaftslosigkeit ist aber in der Politik gemeiniglich gleichbedeutend mit Ideenlosigkeit, mit Energielosigkeit. Eine auf ausgetretenen Pfaden wandelnde Regierung hat keine Zug- und Sammlungskraft. Seit Bismarcks guten Zeiten hat kein deutscher Staatsmann es verstanden, nationale Saiten stark und nachhaltig erklingen zu machen. Aus eigener Initiative heraus schafft aber das deutsche Volk des politisch Wertvollen nicht viel; die Parteizerklüftung verurteilt es zur Unfruchtbarkeit. Zum Schaffen fehlen ihm auch die Organe. Der Reichstag ließ einen Bismarck sang- und klanglos scheiden. Auch der Tory strengster Observanz muß zugeben, daß in der wichtigsten Personalfrage des Reichs das Parlament der berufene Ratgeber des Reichsoberhauptes sei. Wenn nun der Reichstag weder das Verbleiben noch die Rückberufung des größten Staatsmannes jemals nachdrücklich verlangt hat, so hat er sich nicht als ein brauchbares Werkzeug des Volkswillens erwiesen.

Zwischen der Regierung und den ihr folgenden Parteien müßte eine gewisse Solidarität bestehen. Die heutige klerikal-konservative Majorität traut jedoch dem Kanzler nicht über den Weg. Seiner tiefgründigen protestantischen Eigenheit behagt die Tandemfahrt nicht. Rom vor Wittenberg gespannt. Der Liberalismus würde sich vielleicht mit dem Kanzler verständigen können, wenn er nur die schüchtern hier und da zutage tretenden Anschauungen haschen könnte; mit dem opportunistischen Tun und Gehenlassen der Regierung kann er es keinesfalls. Nicht Klarheit herrscht in der politischen Atmosphäre von heute, sondern dumpfe Stickluft. Es fehlt die politische Leidenschaft, die sich reinigend durchringt, die sich aber vermittelst einer Galvanisierung des Philisteriums nicht ersetzen läßt; und nur die Frucht der Verbitterung, die Sozialdemokratie, gedeiht.

Das Bild der auswärtigen Politik ist ein erfreulicheres. Ein halbes Menschenalter nach Bismarcks Abschied äußerster Tiefstand. Fürst Bülow, schon in extremis, leitete den Aufstieg ein. Des sterbenden Holsteins Rate folgend, brach er mit dem Gunstbuhlen schwächlicher Nachgiebigkeit und berief den tapferen und klugen Schwaben zur Entwirrung des orientalischen Knotens. Herrn v. Bethmann-Hollweg gelang es dann, durch seine sachliche und geräuschlose Politik den Glauben an die stündlich drohende deutsche Donnerwolke, mit dem König Eduard so erfolgreich operiert hatte, zu zerstören. Das Ergebnis war ein überraschendes, denn wie Nebelfetzen zerflatterten die Schreckgebilde, die des siebenten Eduard geschickte Hand über Deutschland

„Der Musikant."

Erstaufführung in der Kgl. Hofoper.

Man ist in diesen Weihnachtstagen im Opernhaus sehr fleißig gewesen. Während die Proben zum „Rosenkavalier", die bis zum dritten Akt vorgeschritten sind, die Kräfte fast bis zum äußersten in Anspruch nehmen, hat man noch Zeit gefunden, ein andres Werk eines lebenden Komponisten vorzubereiten und aufzuführen. Und das Resultat hat die aufgewendete Mühe reich belohnt. Julius Bittners „Musikant" hat gestern bei seiner Erstaufführung einen fröhlichen, herzhaften Erfolg erlebt. Und zwar einen in jeder Beziehung vollauf verdienten Erfolg.

Vor nicht ganz dreiviertel Jahren, im letzten Frühjahr, erlebte das Werk seine Uraufführung in Wien. Man wußte vorher in weiteren Kreisen wenig von Julius Bittner. Als Autor einer Oper „Die rote Gred" war er nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt geworden. Durch den unbestrittenen Beifall, den sein „Musikant" zuerst in Wien, dann in München und anderswo fand, wurde Bittner bald einer der weitgenannten deutschen Opernkomponisten. Und mit einer gewissen Spannung mochte man auch bei uns seiner Oper entgegensehen, den Augenblick erwarten, wo man selbst das draußen gefällte Urteil würde kontrollieren und, wenn nötig, revidieren können.

Wer, dem natürlichen Lauf der Dinge folgend, zunächst das Textbuch zur Hand nahm, konnte vielleicht gleich von vornherein stutzig werden, zweifeln, ob hier nicht ein süddeutscher Lokalerfolg vorliege, der sich aus dem Stoff der Handlung nur gar zu leicht erklärt hätte. Das Studium des Klavierauszugs mochte freilich schon anders stimmen. Die Aufführung selbst aber zeigte dann wieder einmal, wie wenig Verlaß auf Textbuch — das gelesene Textbuch — und Klavierauszug ist. Sie zeigen alles in veränderter Perspektive. Was hier sich vordrängt, verflüchtigt sich dort bis zum Nichts. Umgekehrt, was beim Lesen kaum bemerkt wurde oder nur schwachen Eindruck hinterließ, tritt in der Verkörperung durch die Bühne nun als Höhepunkt, als alles neben sich gleichgültig erscheinen lassende Hauptsache ins Bewußtsein des Beschauers. So, man möchte sagen sonderbar, schwer berechenbar ist die perspektivische Verschiebung, die die Bühne — und die Opernbühne zehnmal mehr als die des gesprochenen Dramas — den Dingen angedeihen läßt, daß man hier und da geradezu an Zauberei, an das fair is foul and foul is fair der Macbethhexen glauben möchte.

Auf den „Musikanten" angewandt, bedeutet das, daß Bittner im großen und ganzen mit den Bedingungen der Bühnenwirkung sehr genau Bescheid weiß. Im Textbuch, das sich Bittner selbst gefertigt hat, ist zunächst allerhand, was einen empfindlicheren Leser stören muß. Nicht die mancherlei Derbheiten, die zur Charakterisierung des bäuerlich-kleinbürgerlichen Milieus mit unterlaufen. Bewahre, es wäre zimperlich, sich hieran stoßen zu wollen. Wohl aber gewisse falsche Töne, die besonders von der zweiten Hälfte des zweiten Aktes an deutlicher als gut ist sich einzumischen beginnen. Wenn ein Musikantenmädel zu ihrem Liebsten sagt: „Ich gehe nun zu deinen Kindern, den Melodien, die du mir geschenkt", oder: „Ich war mit dem Grafen im Garten und blieb rein von ihm", oder wenn der junge Musikus selber „wen braucht, der seine Lieder mit ihm erlebt", so sind das Dinge, die, besonders in dem Zusammenhang, in dem sie stehen, nicht ganz leicht zu ertragen sind. Sie beweisen, daß es doch nicht so leicht ist, wie Wolfgang Schoenbichler sich das vorstellt, Wort und Musik aus „einem Hirnkastel" kommen zu lassen. Aehnlich verhält sich's mit den Stellen, wo der Autor, dem gefährlichen Vorbild der „Meistersinger" folgend, seine Leute Kunstästhetik und Musiktheorie treiben und über deutsche und welsche Kunst, über Einheit von Wort und Ton und ähnliche schöne Dinge reden läßt.

Es wäre falsch, diese offenbaren Schwächen vertuschen zu wollen. Um so mehr, als es die einzigen sind, die diese Oper besitzt. Was weiter zu sagen ist, kann nur eitel Anerkennung, ja herzliche, ungetrübte Freude über ein prächtig gelungenes, rundes, pralles Kunstwerk sein. Eine einfache, ganz leicht verständliche Handlung, dazu breite, behagliche Milieuschilderung, auch die Gelegenheit zu hübschen Bühnenbildern nicht versäumt, endlich und hauptsächlich eine Musik, die lebendigen Fluß hat, die einfach und ohne Künstelei aus einem natürlich empfindenden, für unsre Zeit beneidenswert geradlinigen und unverkrüppelten Musikernaturell entspringt —, was will man mehr? Höchstens wünschen, daß uns recht viele solche Werke auf die deutsche Opernbühne beschert werden möchten, Werke, die die großen Vorzüge dieses „Musikanten" mit nicht wesentlich größeren Schwächen, als die seinen sind, vereinen.

Eine einfache Handlung. Der Höherstehende, Vorgesetzte spannt einem einfachen Burschen sein Mädel aus. Der Unterliegende, Verzweifelnde will Hand an sich legen, da findet er am Rand des Abgrundes ein Blümchen, die stille, tief verschlossene, keusche Liebe, für die zu leben ihm nun wieder lohnt. Das ist alles. Was sonst noch da ist, ist Zutat, reichliche Zutat, wie sie die Oper verträgt, ja in gewissem Sinne verlangt. Das Milieu einer kleinen süddeutschen Residenz von 1780. Der Bursche und die beiden Mädchen sind Musikanten, der Verführer der Herr „Spielgraf" des Herzogs von Salburg. Man sieht die Beaumarchaisstimmung, die Nachfolge Figaros. Der Residenz gegenübergestellt ist die „Stadt" Gscheidelheim an der Stadlach (dieser Name sagt genug wohl schon) mit allen Requisiten Spitzwegschen Kleinbürgertums: dem Feierabend bietenden Nachtwächter, den abwechselnd über Kunst und den besten Dung für ihre Aecken diskutierenden Ackerbürgern, vor allem mit einer enormen und unverwüstlichen Trink- und Eßfreudigkeit. Man sieht ohne weiteres die reichen Möglichkeiten musikalischer Gestaltung, die sich hier bieten. Zunächst im Musikantenmilieu, das Anlaß zu allerlei lustiger Fachsimpelei gibt. Da wird geprobt und musiziert nach Herzenslust, wobei besonders Anlaß zu allerlei drolliger Instrumentengallotria sich bietet. Nicht minder ausgiebig zeigt sich die Kleinstadt an musikalischen Gestaltungsmöglichkeiten. Die Einleitung zum zweiten Akt, in der eine melodieführende Baßtuba eine höchst ergötzliche Rolle spielt, sagt genug davon, und weiter die behagliche, an den derblustigen Stanzl- und Gassenhauerton sich anlehnende musikalische Untermalung zu den folgenden Wirtshausszenen, die ganz ungemein drastisch und lebendig ausgefallen sind. Hier ruhen die starken Wurzeln von Bittners musikalischer Kraft. Und man muß schon an das allerbeste denken, was bisher von Neueren in dieser Art geschaffen worden ist, um würdige Vergleiche hierfür zu finden.

Aber Bittner zeigt, daß er auch noch andres kann, als behaglich und derblustig zu sein. Er zeigt es, wo die ernste Handlung einsetzt. Vor allem an zwei Stellen. Da ist zunächst die merkwürdige Szene, in der der Graf der jungen Sängerin Violetta den Kopf verdreht, ihr von der großen Welt, von Paris erzählt und den Genüssen, die ihrer dort warten. Merkwürdig ist die Szene durch die eigenartige Stimmung und die Art, wie sie überaus fein in der Musik zum Ausdruck kommt. Es handelt sich nicht um Liebe, nicht um echtes und aufrichtiges Empfinden. Den Kavalier treibt die Gier nach dem hübschen, blühenden Mädel, dieses die Gier nach Luxus und Genuß. Diese Schwüle, die Leere und Ueberhitztheit des Gefühls hat der Komponist geradezu frappant getroffen. Der andre Ort, ernsthaft zu kommen, war der Schluß: die brutale Gewalttat an dem jungen Musikus, seine Verzweiflung, seine Errettung. Hier sind Bittner Momente von solcher prachtvollen Kraft und andre von solcher tiefen, feierlichen Innigkeit gelungen, daß man nur mit dem Gefühl tiefster Beglückung an sie denken kann. Wenn nicht alles trügt, stecken hier Werte, die von der künstlerischen Zukunft dieses 36jährigen Wiener Richters noch viel, sehr viel erhoffen lassen.

Unsre Hofoper hatte eine Aufführung herausgebracht, deren Verdienst sich in Anbetracht der „Rosenkavalier"-Arbeit noch ganz wesentlich erhöht. Ganz uneingeschränkte Anerkennung muß zunächst Kapellmeister Kutzschbachs ganz ausgezeichneter Leitung gezollt werden. Kutzschbach bringt die rechte Liebe zu diesen Dingen mit, das Herzensverhältnis, das in aller Kunst immer doch das ausschlaggebende bleibt. Und überdies spürt man in letzter Zeit mehr und mehr die „persönliche Note" bei ihm, das Sichlosmachen von allem nur von außen Herangetragenen. Zum zweiten soll für die schönen Szenenbilder gedankt werden. Die „Musikanten-Bäta" des ersten Aktes kann ich mir noch realistischer denken, noch verräucherter und ärmlicher (darum doch nicht ungemütlicher). Das „Geigerl" am Spinett, die Hausmusik um den großen, derben Tisch herum können besser kaum gedacht werden. Uebertroffen wurden sie noch durch die Szene des zweiten Aktes, diesen unendlich anheimelnden Wirtshaushof mit breitem Tor, Rebenlaube, Ziehbrunnen, altem winkligen Treppengang. Wie schließlich die Nacht wich, der lichte Morgen am klaren, blauen Himmel über den silbern leuchtenden Dächern und über dem matten Gelb einer verlöschenden Laterne aufzog, wie das Nachtwächterlied friedlich von der Straße her hallt und sich mit den ersten Vogelstimmen mischt und auf dem Brummenrand zwei glückliche Menschen sich umschlungen halten und flüstern: „Schön ist's, halt schön!" — das wird so leicht nicht vergessen, wer für derlei Herz und Empfinden mitbringt.

Von den Solisten ist diesmal in erster Reihe ein Gast zu nennen. Irene v. Fladung, die an der Münchner Hofoper die Violetta kreiert hat, war für das erkrankte Fräulein Seebe eingetreten. Sie brachte eine Gestalt von so frappierender Echtheit mit, wie man sie auf der Opernbühne gar nicht häufig zu Gesicht bekommt. Das war das rechte, oberflächliche, junge Ding, der man die Durchbrennerei mit dem Grafen ohne weiteres zutraute. Hübsch, lustig, kokett, sinnlich, ziemlich lügenhaft, dabei im ganzen doch unge-

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19110103/1